

Über den Unterschied zwischen Kaiserpinguinen und Suppenschildkröten

Bindungstheoretische Appetithäppchen für Systemiker

von Andreas Schindler

Achtung! Sie verlassen den konstruktivistischen Sektor und begeben sich ins Fabelreich der positivistischen Wirklichkeitskonstruktionen. Daher die Warnung: Fahren Sie nicht mit dem Auto auf Landkarten herum und vor allem: Essen Sie keine Speisekarten! Bei Risiken und Nebenwirkungen rufen Sie einen Arzt oder fragen Sie Ihren Erkenntnistheoretiker!

Überlebensstrategien: Bindung als Schutz

Es waren einmal eine Suppenschildkröte und eine Kaiserpinguinin, die diskutierten, wie sie ihren wehrlosen Nachwuchs durchbringen könnten. Die Suppenschildkröte sprach: „Ich vergrabe meine Eier am Strand, damit sie keiner findet, dann hau ich ab ins Meer und habe meine Ruhe!“ Die Pinguinin fand: „Wie herzlos! Wenn deine Kleinen schlüpfen, dann sind sie ganz allein!“ „Das macht nichts,“ entgegnete die Schildkröte, „die sind genau wie ich sehr gut gepanzert.“ „Doch landen nicht auch immer sehr viele in der Suppe?“ „Ja schon, doch meine Eier sind so zahlreich, da kommen immer welche durch.“ „Das hielte ich im Herz nicht aus,“ sprach da die Pinguinin, „ich pass auf meinen Kleinen immer höchstpersönlich auf. Und wenn wer kommt und Böses will, dann scheuche ich ihn weg.“ „Wie? Du hast nur einen Kleinen? Das ist doch viel zu wenig, das wär mir zu riskant!“

Und so geschah es, dass von den vielen Eiern der Schildkröte zwar etliche in die Suppe wanderten, aber dennoch einige ins Meer gelangten und schließlich selber Junge hatten. Dass sich Eltern und Kinder nicht weiter füreinander interessierten, störte sie nicht, Beziehungen zueinander hatten sie ohnehin nie gehabt.

Das Küken der Pinguinin wuchs dagegen unter dem Schutz seiner Mutter auf. Einmal wäre es fast vom bösen Polarfuchs verspeist worden, doch es war nah genug bei seiner Mutter, und die hatte aufgepasst. Nach diesem Erlebnis eroberte es das Meer nur ganz langsam und vorsichtig. Doch mit dem Trost der Mutter und dem Rückhalt der großen Pinguinfamilie verging die Unsicherheit. Und aus dem kleinen Pinguin wurde ein noch mutigerer Schwimmer als aus den kleinen Suppenschildkröten.

John Bowlby: Bindung, Sicherheit und Exploration

Beeinflusst von psychoanalytischen und ethologischen Konzepten begann John Bowlby bereits in den 50er Jahren in England Aspekte der Bindungstheorie zu formulieren. In der Folge differenzierte er diese in einer Reihe von Veröffentlichungen aus (Bowlby, 1969; 1973; 1980, 1988) und legte damit den Grundstein für einen mittlerweile weitverzweigten

Forschungsbereich. Bowlby konzentrierte sich zunächst auf die Beziehungsgestaltung zwischen Mutter und Kleinkind und postulierte Bindung ("Attachment") als ein eigenständiges Verhaltens- und Motivationssystem, bei dem das Kind darauf bedacht ist, sich nur so weit von der Mutter zu entfernen, dass es sich bei Gefahr in ihren Schutz begeben kann. Findet das Kind in der Mutter den „sicheren Hafen“, findet es dort Schutz, Geborgenheit, Trost, Beruhigung, so wird die Mutter zur "sicheren Basis" (Bowlby, 1988), von der aus das Kind seine Umwelt entdecken kann. Bindung wird also aufgefasst als ein Kontrollsystem, das der Aufrechterhaltung der "Ökologischen Homöostase" (Bowlby, 1988) dient, d. h. einer den inneren und äußeren Rahmenbedingungen angemessenen Distanz zwischen Kind und Mutter. Wahrgenommene Gefahr, Angst, Müdigkeit oder Unwohlsein aktivieren das Bindungssystem, das Kind sucht die Nähe der Mutter. Sofern dort ein subjektives Gefühl von Sicherheit entsteht, wird das Bindungssystem deaktiviert. Ist das der Fall, kann sich das Kind wieder von der Mutter entfernen und sich der Exploration zuwenden.

Bowlby (1988) ging davon aus, dass die Qualität der Bindung in den ersten zwei bis drei Lebensjahren weitgehend von der Qualität der Interaktion und Kommunikation zwischen Mutter und Kind abhängt. Gleichzeitig beginnt aber bereits die Entwicklung bindungsspezifischer mentaler Arbeitsmodelle. Das Kind entwickelt auf Basis seiner Bindungserfahrungen nach und nach ein Modell seiner Bindungsfiguren und ein bindungsspezifisches Selbstmodell. Ab dem Alter von etwa drei Jahren sind es mehr und mehr diese Arbeitsmodelle, die das Bindungsverhalten steuern. Eine Veränderung dieser Arbeitsmodelle wird mit zunehmender Internalisierung zwar nicht unmöglich, aber doch schwieriger.

Mary Ainsworth: Die "Fremde Situation"

Interindividuelle Unterschiede der Bindungsqualität zeigten sich erstmals in den Untersuchungen von Ainsworth und Mitarbeitern (Ainsworth, Blehar, Waters, Wall, 1978). Mit der "Fremden Situation" ("Strange Situation") entwickelte sie ein Beobachtungsverfahren für das Bindungsverhalten von 11-20 Monate alten Kindern. Sie ließ Mütter mit ihren Kleinkindern gemeinsam in einem Raum spielen, die Mutter dann den Raum verlassen und nach einer gewissen Zeit zum Kind zurückkehren. Bei Rückkehr der Mutter zeigten die Kinder drei sehr unterschiedliche Reaktionsmuster, für die die Begriffe „sicherer“, „unsicher-ambivalenter“ und „unsicher-vermeidender Bindungsstil“ geprägt wurden (nach Ainsworth et al., 1978):

"sicher": Kinder mit sicher gebundenem Verhaltensmuster waren für gewöhnlich beunruhigt über die Trennung von der Mutter. Nach der Rückkehr der Mutter wendeten sie sich ihr unmittelbar zu, hielten sich in ihrer Nähe auf und begannen, ausgehend von dieser Sicheren Basis, sich wieder ihrem Spiel oder ihrer Umgebung zu widmen. Dieses Reaktionsmuster ging damit einher, inwieweit die Mutter feinfühlig auf die Signale des Kindes reagierte. „Mütterliche Feinfühligkeit“ umfasst die Wahrnehmung und richtige Interpretation der Verhaltensweisen des Kindes sowie eine dem Entwicklungsstand des Kindes und der Situation angemessene Reaktion der Mutter.

"unsicher-ambivalent": Kinder, die diesem Verhaltensmuster zugeordnet wurden, waren während der Trennung stark verängstigt, ließen sich im Gegensatz zu den sicher gebundenen

Kindern nur sehr langsam durch die zurückgekehrte Mutter beruhigen. Sie wechselten dabei zwischen der Suche nach Nähe und einer aggressiven Zurückweisung des Kontakts, wobei andere Aktivitäten und ihr Spiel nicht weiter verfolgt wurden. Dieses Verhaltensmuster hing mit Reaktionsweisen der Mutter zusammen, die für das Kind nicht vorhersehbar waren. Die Mütter dieser Kinder reagierten inkonsistent: feinfühlig und angemessen in der einen, zurückweisend oder unangemessen in der nächsten Situation.

"unsicher-vermeidend": Kinder, die diesem Verhaltensmuster zugeordnet wurden, zeigten wenig offene Zeichen von Beunruhigung während der Trennung und vermieden Nähe und Kontakt zur zurückgekehrten Mutter. Einer fremden Person gegenüber verhielten sie sich nicht anders als der Mutter gegenüber. Dieses Verhaltensmuster hing mit konsistenter Unempfindlichkeit der Mutter für die Signale ihres Kindes zusammen und mit der ebenso konsistenten Zurückweisung der Bindungswünsche des Kindes.

"unsicher-desorganisiert/desorientiert": Dieser Kategorie wurden nachträglich vorher nicht klassifizierbare Kinder zugeordnet, die ein Spektrum "desorganisierter und/ oder desorientierter" Verhaltensweisen zeigten, z. B. plötzliches Erstarren aller Bewegungen oder Verhaltensstereotypen in Gegenwart der Eltern. Derartige Verhaltensmuster werden mit einem bedrohlichen Verhalten der Eltern in Zusammenhang gebracht. Dadurch entsteht ein Double-Bind: Die Eltern, die als Bindungsfiguren Quelle von Sicherheit sein sollen, werden gleichzeitig Quelle der Angst. Daneben gibt es Zusammenhänge zwischen desorganisiertem Bindungsverhalten der Kinder und eigenem, von Angst geprägtem Verhalten der Eltern, das auf eigene, unbewältigte Traumata hinweisen soll (Main, 1991).

Mary Main: Das Adult Attachment Interview — Diagnostik des Narrativ

Eine zentrale Stellung bei der Beschreibung der Bindungsstile Erwachsener kommt dem "Adult Attachment Interview" (AAI) von Main und Goldwyn (siehe George, Kaplan & Main, 2001) zu. Seine Bedeutung erlangt das AAI vor allem durch den Befund, dass sich mit dem Bindungsstil der werdenden Mutter im AAI der spätere Bindungsstil ihres noch ungeborenen Kindes vorhersagen lässt. Inzwischen gibt es auch Längsschnittstudien, die einen gewissen Zusammenhang zwischen dem frühkindlichem und dem im jungen Erwachsenenalter mit dem AAI erfassten Bindungsstil nachweisen. Das AAI soll bei Erwachsenen die Entsprechungen der drei kindlichen Bindungsstile erfassen, die hier als „sicher“, „unsicher-distanzierend“ und „unsicher-präokkupiert“ bezeichnet werden. Dabei wird allerdings nicht mehr konkretes Verhalten beobachtet, sondern der allgemeine Bindungsstil eines Menschen auf der Ebene der Repräsentationen erfasst (Main, 1991). Das AAI fragt u. a. nach frühen Erinnerungen an Bindungsbeziehungen, nach Liebe, Schutz und Geborgenheit, aber auch nach Zurückweisung, Vernachlässigung, Rollenumkehr, Angst und Bedrohung, Verlust- und Trennungserfahrungen bis hin zu möglichen Traumatisierungen. Das Interview wird komplett transkribiert. Bewertet wird schließlich weniger der Inhalt als vielmehr die narrative Kohärenz der entstehenden Selbstbeschreibungen. (Hier besteht ein interessanter Bezug zu den narrativen Strömungen in der systemischen Therapie, die sich zwar nicht für Diagnostik interessieren, aber für die narrative Kohärenz der Selbstbeschreibungen ihrer Klienten durchaus ein Therapieziel darstellt).

Grob verkürzt werden die einzelnen Stile so dargestellt: Als "sicher" wird gewertet, wer seine Bindungserfahrungen in sich konsistent präsentiert und bewertet. Auch Menschen, die sehr

negative Bindungserfahrungen schildern, können als "sicher" klassifiziert werden, wenn diese Schilderungen in sich schlüssig sind, die Erfahrungen also gut verarbeitet erscheinen.

Als "unsicher-distanzierend" wird gewertet, wer zwar seine Bindungserfahrungen im Interview positiv bewertet, dafür aber keine Belege bringen kann, überhaupt nur sehr wenige und z.T. widersprüchliche Informationen preisgibt und sich auf Erinnerungslücken beruft. Dieser Bindungsstil lässt sich als Bewältigungsversuch von negativen Bindungserfahrungen verstehen. Er folgt der Strategie, das Bindungssystem möglichst weit zu deaktivieren, unangenehme Erfahrungen zu verdrängen und Beziehungen zu vermeiden.

Als "unsicher-präokkupiert" (das schöne deutsche Wort "preoccupied" meint eine "vollkommene gedankliche Fixierung auf etwas Sorge Bereitendes" [hier: die Bindungsbeziehung]) wird gewertet, wer im Interview eine übermäßige, oft verwirrte, wütend verstrickte Beschäftigung mit seinen Bindungsfiguren zeigt. Dies lässt sich als Bewältigungsstrategie verstehen, die dem distanzierenden Bindungsstil genau entgegengesetzt ist, die das Bindungssystem übermäßig aktiviert, die um die Zuwendung der Bindungsfigur kämpft, die Nähe und Auseinandersetzung sucht.

Über diese drei Bindungsstile hinaus wurde mittlerweile analog zu dem "desorganisierten" Bindungsstil bei Kindern als vierter Stil "unverarbeitet" definiert. Dieser basiert auf der Annahme eines unbewältigten bindungsrelevanten Traumas und soll sich im Interview durch inhaltliche Widersprüche und sprachliche Auffälligkeiten rund um den traumatisierten Bereich darstellen.

Bindung, psychische Erkrankungen und Sucht

In klinischen Studien zeigt sich deutlich ein Zusammenhang zwischen "unsicherer" Bindung und dem Risiko einer psychischen. Van Ijzendoorn & Bakermans-Kranenburg (1996) berichten in ihrer Metaanalyse von 58 % sicher gebundenen Erwachsenen in klinisch unauffälligen Stichproben sowie 24 % mit unsicher-distanzierendem und 18 % mit unsicher-präokkupierten Bindungsstil. In klinischen Stichproben findet sich dagegen eine völlig andere Verteilung. Hier sind nur 14 % sicher gebunden, aber 41 % unsicher-distanzierend und 45 % unsicher-präokkupiert.

Bei den von uns (mit einem anderen Instrument, dem Attachment Interview Coding System nach Bartholomew & Horowitz, 1991) untersuchten jungen Drogenabhängigen (vgl. Thomasius, Gemeinhardt & Schindler, 2000) trat keiner der Bindungsstile des AAI gehäuft auf, sondern vorwiegend ein „ängstlich-vermeidender“ Bindungsstil. Wir haben dies so interpretiert, dass diesen Drogenabhängigen weder eine distanzierende noch eine präokkupierte Bindungsstrategie zur Verfügung steht, um mit negativen Erfahrungen umzugehen. Ihre einzig verbleibende „Strategie“ erscheint das Vermeiden von Beziehungen und das Betäuben mit dem Suchtmittel zu sein (Schindler, 2000).

Bindung und Familie

Keimzelle der Bindungsforschung war die Untersuchung der Interaktion zwischen Mutter und Kleinkind. Dabei zeigte sich, dass die Bindungsstile von Mutter und Kind sehr eng miteinander zusammenhängen (s. o.). Benoit und Parker (1994) fanden zwischen Mutter und

Kind zu 84 % denselben Bindungsstil, zwischen Großmutter und Enkel immerhin noch zu 75 %. Erst relativ später rückte auch der Bindungsstil des Vaters ins Blickfeld. Nach Grossmann (1999) weisen neue Untersuchungsergebnisse darauf hin, dass sich die Qualität der Bindung an Vater und Mutter in verschiedenen Bereichen auswirken könnten. So deutet sich an, dass die Qualität der Bindung an die Mutter längsschnittlich den Umgang mit bindungsrelevanten Belastungen beeinflusst, während sich die Qualität der Bindung an den Vater längsschnittlich eher in der Qualität des Explorationsverhaltens auswirkt.

Wichtig ist, dass die Qualität der Bindung in den ersten Lebensjahren unmittelbar die Qualität der einzelnen Bindungsbeziehung widerspiegelt und sich strenggenommen in diesem Alter auch nur als "Bindung an Mutter", "Bindung an Vater" usw. definieren lässt. Mit der Entwicklung interner Arbeitsmodelle von der eigenen Person und der Bindungsfigur ändert sich dies. Es entwickelt sich ein allgemeinerer "Bewusstseinszustand bezüglich Bindung" ("State of mind with regard to attachment", Main, 1991), der die in den einzelnen Bindungsbeziehungen gemachten Erfahrungen integriert, der aber selbst nicht mehr unmittelbar von der einzelnen Bindungsbeziehung abhängt.

Studien zur Wirkung von Partnerschaften im Erwachsenenalter weisen darauf hin, dass unsicher gebundene Menschen tendenziell auch eher unsicher gebundene Partner wählen, aber die Wahl eines Partners dennoch die Chance bietet, den Kreislauf der Weitergabe unsicherer Bindung zu durchbrechen (van Ijzendoorn & Bakermans-Kranenburg, 1996). Aber nicht nur die Partnerwahl, sondern auch die Qualität der resultierenden Partnerschaft moderiert Weiterentwicklung und Weitergabe von Bindungsstilen (Cowan et al., 1996). Eine gute Partnerschaft kann sich dabei ebenso positiv auswirken, wie eine konfliktreiche Partnerschaft der Eltern einen Risikofaktor für eine unsichere Bindung ihrer Kinder darstellt. Zeifman und Hazan (1997) belegen, dass sich in Paarbeziehungen jenseits der ersten Verliebtheitsphase eine "Paar-Bindung" ("Pair-bond") herausbildet, die denselben biochemischen und psychosozialen Mechanismen folgt wie frühkindliche Bindungsbeziehungen. Aus einer evolutionstheoretischen Perspektive argumentieren sie, die Natur mache sich die bereits vorhandenen Mechanismen des Bindungssystems zu Nutze, um die Eltern langfristig aneinander zu binden und so die Überlebenschancen des Nachwuchses zu verbessern. Wenn das Bindungssystem in Paarbeziehungen aber eine so entscheidende Rolle spielt, wird verständlich, warum hier auch eine gewisse Modifikation des Bindungsstiles möglich zu sein scheint. Es entspräche der Logik der evolutionstheoretischen Argumentation von Zeifman und Hazan (1997) und würde die Chancen des Nachwuchses weiter verbessern, wenn das Bindungssystem nicht nur die Paarbeziehung stabilisierte, sondern eine stabile Paarbeziehung auch zu mehr Bindungssicherheit führte.

Bindung und Systemische Therapie

Bindungstheorie und Systemische Therapie basieren auf einem unterschiedlichen Wissenschaftsmodell. Der Bindungstheorie geht es um empirisch untermauerte, verallgemeinerbare Beschreibungen der Welt, sie folgt dabei dem traditionellen positivistischen Wissenschaftsverständnis. Die Systemische Therapie fußt dagegen auf einer konstruktivistischen Epistemologie, die die Möglichkeit und Zulässigkeit solcher verallgemeinerbarer Beschreibungen in Frage stellt. Dies ist ein grundsätzlicher und wichtiger Unterschied, der trotz aller Berührungspunkte bestehen bleibt.

Berührungspunkt ist zum Beispiel der oben beschriebene Mechanismus zur Regulation von Nähe und Distanz zwischen Mutter und Kind, der sich wunderbar als systemischer Regelkreis beschreiben lässt. Spannender finde ich allerdings, dass sich die Bindungstheorie damit auseinandersetzt, wie mentale Modelle entstehen, wie sich also aus bestimmten sozialen Interaktionen bestimmte individuelle Konstruktionen der Wirklichkeit entwickeln, und welche Konsequenzen diese Konstruktionen wiederum im Erleben und Verhalten haben.

Dies alles betrifft nicht direkt den systemischen Therapieprozess, wohl aber den therapeutischen Background, das „Expertenwissen“ des Therapeuten. In dieser Hinsicht finde ich die Bindungstheorie umso relevanter, je mehr man sich therapeutisch mit den Beziehungen seiner Klienten auseinandersetzt (und wer tut das nicht?).

In guter systemischer Herangehensweise sollte man aber das therapeutische System als Ganzes in den Blick nehmen. Hier gibt es zwei interessante Punkte: Zum einen hat sich Höger (1999) mit den Zusammenhängen zwischen Bindungsstilen und den Erwartungen an die therapeutische Beziehung beschäftigt und gezeigt, dass Klienten mit unterschiedlichen Bindungsstilen unterschiedliche Erwartungen an die therapeutische Beziehung haben. Vielleicht versteckt sich hinter manchem „Besucher“ nur ein Kunde mit distanzierendem Bindungsstil? Und hinter manchem Kunden nur ein präokkupierter Besucher? Wenn wir davon ausgehen, dass unsere Kunden/Klienten/Patienten häufig eher unsichere Bindungsstile haben, dann hat das Konsequenzen für die therapeutische Beziehung. Diese wird sich anders, wahrscheinlich schwieriger gestalten als bei sicher gebundenen Klienten.

Gleichzeitig bekommt ihr eine größere Bedeutung zu, sofern die Veränderung von Beziehungsmustern Therapieziel ist. Dann kann die therapeutische Beziehung selbst zu einer neuen, verändernden Beziehungserfahrung werden. Hier fühlen sich natürlich am ehesten Gesprächstherapeuten und Tiefenpsychologen angesprochen. Bindungs- und Beziehungsmuster lassen sich aber nicht nur in einer derartigen therapeutischen Beziehung verändern. Viel besser und schneller geht das an den Originalschauplätzen, d. h. in dem Familien- und Beziehungskontext, in dem sie entstanden sind. Ich würde also erst einmal sehen, ob es nicht möglich ist, die jeweiligen Bindungsfiguren, Eltern, Partner usw. einzubeziehen, bevor ich versuchen würde, derartige Bindungs- und Beziehungsmuster über eine therapeutische „Ersatz“-Beziehung zu verändern.

Neben der therapeutischen Beziehung ist aber auch der Therapeut selbst ins Blickfeld der Bindungsforschung geraten (Nord, Eckert, Höger, 2000). Und siehe da, Therapeuten haben nicht etwa überwiegend sichere Bindungsstile, sondern nur „bedingt sichere“. Was ist das? Das ist ein Bindungsstil in dem Modell von Höger, der wie der sichere Bindungsstil eine hohe Öffnungsbereitschaft und eine hohe Sensibilität für die Emotionen anderer umfasst, dem aber das Bedürfnis nach Zuwendung weitgehend fehlt. Das hieße, dass wir dazu neigen, uns von unseren eigenen Bedürfnissen abzuwenden, wenn wir uns den Problemen unserer Klienten zuwenden.

Soweit ein kleiner unsortierter Einblick in die Welt der Bindungsforschung. Ich möchte mit ein paar Literaturempfehlungen schließen, falls jemand weiterlesen möchte (genaue Angaben im Literaturverzeichnis):

Schmidt & Strauß haben zwei gute, knappe, einführende Artikel geschrieben. Wer es ganz genau wissen möchte, dem sei das „Handbook of Attachment“ von Cassidy und Shaver

empfohlen, aber auch Spangler & Zimmermann geben einen ganz guten Überblick. Eine reine Bindungszeitschrift ist „Attachment and Human Development“. Grossmann hat gerade ein neues Buch herausgegeben, in dem einige der Klassiker erstmals übersetzt sind. Das Buch von Suess u. a. ist für den Bereich Kinder/Familien/Erziehungsberatung zu empfehlen, das von Gloger-Tippelt für den Erwachsenenbereich, Strauß, Buchheim und Kächele für den klinischen Bereich und Urban und Hartmann für die Psychiatrie sowie Fonagy für die Analytiker unter euch. Mein eigenes Opus steht in der ISS-Bibliothek, widmet sich dem Bereich Bindung, Sucht und Familie und umfasst auch eine Einführung.

Literatur

- Ainsworth, M.D., Blehar, M.C., Waters, E., Wall, S. (1978). Patterns of Attachment: assessed in the strange situation and at home. Hillsdale, New York: Lawrence Erlbaum
- Bartholomew, K. & Horowitz, L.M. (1991). Attachment Styles among young Adults: a Test of a Four-Category Model, *Journal of Personality and Social Psychology*, 61,2,226-244
- Bowlby, J. (1969). Attachment and Loss, Vol.1: Attachment. London: Hogarth Press; New York: Basic Books; Harmondsworth: Penguin
- Bowlby, J. (1973). Attachment and Loss, Vol.2: Separation: Anxiety and Anger. London: Hogarth Press; New York: Basic Books; Harmondsworth: Penguin
- Bowlby, J. (1980). Attachment and Loss, Vol.3: Loss: Sadness and Depression. London: Hogarth Press; New York: Basic Books; Harmondsworth: Penguin
- Bowlby, J (1988). A Secure Base, London, Routledge, 1988
- Cassidy, J. & Shaver, P.R. (1999). Handbook of Attachment. New York: Guilford
- Cowan, P.A., Cohn, D.A., Pape Cowan, C., Pearson, J.L. (1996). Parents' Attachment Histories and Children's Externalizing and Internalizing Behaviors: Exploring Family Systems Models of Linkage, *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 1996, 64/1, 53-63
- Fonagy, P. (2003). Bindungstheorie und Psychoanalyse. Stuttgart: Klett-Cotta
- George, C., Kaplan, N. & Main, M. (2001) Adult Attachment Interview. In: Gloger-Tippelt (2001) s.u.
- Gloger-Tippelt, G. (Hrsg.) (2001). Bindung im Erwachsenenalter. Bern: Huber.
- Grossmann, K.E. (1999). Thesen zum Inhalt klinischer Bindungsforschung - Die entwicklungspsychologische Perspektive. Vortrag auf dem Kolloquium „Klinische Bindungsforschung“, Frankfurt am Main, 5.-6.2.99
- Grossmann, K.E. & Grossmann, K. (Hrsg.) (2003). Bindung und menschliche Entwicklung. Stuttgart: Klett-Cotta
- Höger, D. (1999). Der Bielefelder Fragebogen zu Klientenerwartungen (BFKE). *Psychotherapeut*, 44, 159-166
- Main, M. (1991). Metacognitive knowledge, metacognitive monitoring and singular (coherent) vs. multiple (incoherent) model of attachment: findings and directions for future research, in: Parkes, C.M., Stevenson-Hinde, J., Marris, P. (Hrsg.) (1991) Attachment across the Life Cycle, London, Routledge, 1991
- Nord, C., Höger, D. & Eckert, J. (2000). Bindungsmuster von Psychotherapeuten. *Persönlichkeitsstörungen*, 2000; 4; 76-86.
- Schindler, A. (2001). Bindungsstile in den Familien Drogenabhängiger. Hamburg: Kovac
- Schmidt, S. & Strauß, B. (1996/97). Die Bindungstheorie und ihre Relevanz für die Psychotherapie
- Teil1: *Psychotherapeut* (1996) 41: 139-150
- Teil2: *Psychotherapeut* (1997) 42: 1-16

- Spangler, G. & Zimmermann, P. (Hrsg.) (1995). Die Bindungstheorie - Grundlagen, Forschung und Anwendung, Stuttgart, Klett-Cotta, 1995
- Strauß, B., Buchheim, A., & Kächele, H. (Hrsg.) (2002). Klinische Bindungsforschung. Stuttgart: Schatthauer.
- Suess, G.J., Scheuerer-Englisch, H., Pfeifer, W. (2001). Bindungstheorie und Familiendynamik. Gießen, Psychosozial Verlag
- Thomasius, R., Gemeinhardt, B., Schindler, A. (2000). Familientherapie und systemische Therapie bei Suchterkrankungen. In: Thomasius, R. (Hrsg.). Psychotherapie der Suchterkrankungen. Stuttgart: Thieme.
- van Ijzendoorn, M.H. (1995). Adult Attachment Representations, Parental Responsiveness and Infant Attachment: A Meta-Analysis on the Predictive Validity of the Adult Attachment Interview, *Psychological Bulletin*, 1995, 117,3, 387-403
- van Ijzendoorn, M.H. & Bakermans-Kranenburg, M.J. (1996). Attachment Representations in Mothers, Fathers, Adolescents and Clinical Groups: A Meta-Analytic Search for Normative Data, *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 1996, 64/1, 8-21
- Zeifman, D. & Hazan, C. (1997). Attachment: The Bond in Pair-Bonds. In: Simpson, J.A. & Kenrick, D.T. (Hrsg.) (1997). *Evolutionary Social Psychology*, Mahwah, New Jersey: Lawrence Erlbaum